

## Mein Sozialpraktikum im Stephanus-Haus am Martinshof

Ich begegnete der Frau, über die ich mich entschlossen habe zu schreiben, das erste Mal am Mittwoch, meinem zweiten Arbeitstag auf dem Martinshof in Rothenburg. Die kleine Kirche des Hofes war gefüllt mit etwa 30 behinderten Menschen und mitten unter ihnen saß auch ich auf einer der Bänke. Obwohl ich bereits einen Tag gefüllt mit Begegnungen und Aufgaben erlebt hatte, war es noch immer ein ungewohntes Umfeld für mich. In den ersten Minuten galt also meine ganze Aufmerksamkeit den vielen Personen und ich konzentrierte mich hauptsächlich darauf die unzähligen Eindrücke zu verarbeiten.

Der Gottesdienst hatte noch nicht ganz begonnen, da betrat sie den Raum. Helen schob ihren Rolator durch die Tür; ihr linkes Bein schleifte dabei etwas hinterher. Den linken Arm angespannt vor ihrem Körper haltend suchte sie sich einen Platz in dem Trubel. Sie schien sehr mit sich selber beschäftigt und vertieft in ihre Bewegungen zu sein. Nur wenn sie eine Person offenbar kannte, öffnete sie ihren Mund, enthüllte wenige, teils verfärbte Zähne und quiekte. Während am Altar Kerzen angezündet und Gebete gesprochen wurden, kramte sie laut in einer Plastiktüte, welche über ihrem Rolator hing. Jedes Mal wenn diese runterfiel, beklagte sie sich darüber lauthals mit dem mir mittlerweile bekannten empörten Quieken. Während wir Psalme lasen, die Predigt hörten und aus der Bibel gelesen wurde, kralte ein Pfleger sie am Rücken. Eine halbe Stunde später verließ sie als eine der ersten die Kirche. Viel mehr bekam ich an diesem Tag nicht von Helen mit. Doch schon in dieser kurzen Zeit hinterließ sie einen Eindruck bei mir und ich fragte mich, was wohl ihre Geschichte war.

Zwei Tage später, an denen ich Helen nicht gesehen hatte, erfuhr ich es dann. Helen war taubstumm. Nur durch das Quieken und Zeichensprache war es ihr also überhaupt möglich mit jemandem zu kommunizieren. Nachdem ich im täglichen Morgenkreis ihren Rücken kralte, wofür ich ein großes Lächeln von ihr geschenkt bekam, und versuchte etwas mit Zeichensprache von mir zu erzählen, erfuhr ich am Nachmittag in einem der „Kurse“, die wir im Stephanus-Haus hatten, noch mehr über sie. Helen war 50 Jahre alt und litt an einer geistigen Behinderung durch Sauerstoffmangel bei der Geburt. Ihre linke Seite war gelähmt und sie litt an Epilepsie. Trotz all dieser Einschränkungen ging sie sechs Jahre lang an eine normale Schule. Dies bewies sie kurze Zeit später auch. Auf einem weißen Blatt schrieb sie ihren Namen, den der Betreuerin und nach einmal Vorschreiben auch meinen. Sie zeigte stolz auf die Buchstaben, dann auf mich, öffnete freudig ihren Mund und quiekte. Ich nickte und streckte meinen Daumen in die Höhe. Das Datum, das Jahr und die Jahreszeit konnte sie mit Leichtigkeit auf Papier bringen, während um uns herum gemalt und gesteckt wurde.

Mir wurde außerdem erzählt, dass sie alles sammelte, was sie fand: Stöcke, Pinienzapfen und Haushaltstücher. Das alles hortete sie in ihrem Zimmer und wurde sehr wütend, wenn irgendwer etwas davon anfasste oder wegnahm. „Sie hat ihr eigenes System und das darf niemand kaputt machen.“, erzählte mir eine Betreuerin. Ihre Zeichensprache konnte ich an diesem Tag noch nicht vollständig verstehen und auch die wenige Zuneigung, die sie mir im Gegensatz zu den anderen Menschen entgegenbrachte, irritierte mich etwas.

Doch zwei Stunden später brachte ich Helen zurück in ihr Wohnheim und die kleine, braunhaarige Frau verabschiedete sich mit einem fröhlichen Winken. Als ich sie mit meinen Händen fragte, ob ich ihr noch folgen dürfe, winkte sie jedoch ab und lächelte mir dann erneut zu. „Ich schaff das schon alleine.“, hieß das. Auf dem Weg zu meinem Zimmer merkte ich, wie ich sie bereits begann ins Herz zu schließen, auch weil es etwas Besonderes für mich war, mich auf einer ganz anderen Ebene mit jemandem zu unterhalten.

Am nächsten Tag erlebte ich jedoch auch die andere Seite von Helen. Denn wenn etwas nicht nach ihrem Willen geschah, wurde sie ziemlich schnell sauer. So wollte sie nicht dabei helfen lassen, Papier

zu reißen und dies auf ein großes Stück Pappe zu kleben. Als ich einer anderen behinderten Frau dabei half, stupste sie mich immer schmolend an und zeigte auf sich. Doch ich versuchte ihr klar zu machen, dass ich gerade etwas anderes zu tun hatte und sie entweder mitmachen könne oder sich etwas anderes suchen müsste. Denn auch wenn ich viel Zeit mit Rückenkräulen und Unterhaltungen auf Zeichensprache verbrachte und dies auch gerne tat, sollte ich mich auch um andere kümmern. Ich legte ihr also ein Blatt Papier und einen Stift hin und deutete eine Schreibbewegung an. Sie schüttelte mit störrischem Blick den Kopf. Doch nachdem ich für ein paar Minuten ihren Rücken massiert hatte, schrieb sie drei Mal hintereinander meinen Namen und setzte ein kleines Herz dahinter. Darauf schenkte sie mir ein großes Lächeln gefolgt von einem lauten Quieken.

Nicht nur aus diesem Grund war sie mir so sympathisch. Helen hatte auch eine sehr schelmische Seite an sich. Immer wieder neckte sie sich mit einer Betreuerin, zeigte ihr einen Vogel und tat so, als würde sie sie gleich schlagen. Sie stupste mich an, deutete mit ihrer Hand die Geste an- „Die sind doch alle verückt“- und zeigte darauf auf alle Personen, die um sie saßen. Dann fing sie lauthals an zu lachen.

An meinem letzten Tag im Stephanus-Haus stand Helen schon in der Tür und streichelte mein Gesicht, als ich hineinkam. Ich lächelte ihr breit zu und nahm kurz ihre Hand. Im Morgenkreis setzten wir uns wie schon gewohnt nebeneinander und ich kraulte ihren Rücken. Immer noch beeindruckte sie mich mit ihren geistigen Fähigkeiten, welche sie wieder einmal zeigte, als sie Monat, Wetter und Jahr richtig an einer Magnettafel anbrachte. Als sie zurück zu ihrem Stuhl hinkte, warf sie mir einen fragenden Blick zu und ich nickte stolz. Sie lächelte und streichelte darauf meine Haare. Am Nachmittag schrieb sie erneut meinen Namen und erzählte mir kurz von ihren letzten Tagen auf dem Hof. Ich war selber überrascht, wie gut ich sie nun verstehen konnte und wie einfach es mir fiel, ein Gespräch mit ihr zu führen. Wenn sie zum Beispiel mit dem Finger im Uhrzeigersinn über meiner Uhr kreiste, eine 22 aufmalte und darauf die Hände unter dem Kopf faltete, wusste ich, dass sie mir sagen wollte, dass sie später um 22 Uhr schlafen ging.

Während sie mir solche Kleinigkeiten erzählte, merkte ich, wie sie immer wieder Blicke auf meinen Haargummi warf. Ich zeigte auf ihn und sah sie fragend an. Sie nickte erfreut und begann mich zu streicheln und meine Haare entlangzufahren. Damit wollte sie mich beeinflussen, ihr den Haargummi zu schenken und ihr war auch völlig klar, dass ich das genau wusste. Innerhalb der zwei Stunden legte sie öfter ihre Hand auf mein Bein, begann mich kurz am Rücken zu kräulen oder meine Wange zu streicheln. Sie zeigte mir so mehr Zuneigung als in den ganzen zwei Wochen und irgendwie hatte ich das Gefühl, sie wusste, dass dies mein letzter Tag bei ihr war.

Am Abend besuchte ich das Wohnheim, in dem auch Helen lebte. Nach einer kurzen Führung entdeckte ich auch ihr Zimmer. Sie saß auf ihrem Bett und sortierte Haushaltstücher und Stöcke. Ich klopfte an und wartete, bis sie mich sah. Sie stand auf, quiekte erfreut und kam auf mich zu. Ich schüttelte ihre Hand und sie streichelte meinen Rücken. Sie streckte ihren Daumen hoch und zeigte auf mich: „Geht es dir gut?“ Ich nickte, streckte meinen Daumen hoch und zeigte auf sie. Sie nickte ebenfalls. Ihr Zimmer durfte ich nur bis zu einem bestimmten Punkt betreten, mehr Schritte erlaubte sie mir nicht. Kurz nachdem ich mich umgeschaut hatte, löste ich meinen Haargummi von meinem Arm und reichte es ihr hin. Sie öffnete den Mund so weit, wie ich es noch nie gesehen hatte und ließ ihr lautestes Quieken hören. Darauf schüttelte sie ganz oft meine Hand. Als ich mich schon verabschieden und winken wollte, machte sie eine Stopbewegung mit ihrer Hand und hinkte zum Bett. Sie nahm einen ihrer Stöcke, kam zurück und hielt ihn mir hin. Ich nahm ihn langsam und umarmte Helen, wahrscheinlich zum letzten Mal. Und obwohl es nur ein Stock war und nichts offensichtlich Wertvolles, war diese Geste für mich wie ein Lohn- wie ein Lohn für die Arbeit, die ich in den zwei Wochen geleistet habe, wie ein Abschiedsgeschenk, das eine viel größere Bedeutung hat als etwas Materielles.

Und als ich mich dann umdrehte, ihr noch einmal zuwinkte und langsam aus dem Zimmer ging, spürte ich Stolz und das Gefühl von purem Glück. Stolz, dass ich in zehn Tagen gelernt hatte, mit behinderten Menschen, zum Beispiel Helen, umzugehen, dass ich es geschafft hatte, ihnen bei alltäglichen Dingen zu helfen, dass ich alle Scham, alle Angst und alle Vorurteile abgelegt hatte und damit unendlich viele Erfahrungen mit wundervollen Menschen machen durfte. Und Glück. Glück, dass ich entgegen aller Erwartungen eine Freundin gefunden hatte, dass ich sie nun verstehen konnte und das auch ohne Worte, dass ich ihre Geschichte erfahren und sie so gut kennen lernen durfte. Ich war glücklich. Glücklich über das wertvolle Vertrauen, das Helen mir in zwei Wochen geschenkt hatte. Vertrauen, ihren Charakter, ihre Intelligenz, ihr Quieken und sie nicht zu vergessen. Vertrauen, das weiterzugeben, was ich mit ihr gelernt hatte. Vertrauen, dass ich immer weitermachen werde, auch wenn es mal nicht so einfach ist. Und das Vertrauen, Helens Stock niemals zu verlieren.

*Elin Jordan, Ullid*